

Zitieren in Zeiten der Remix-Kultur – ein Beitrag zum Nach- und Weiterdenken

Tobias Seidl

Den Studierenden die Sinnhaftigkeit und die Bedeutung von Zitieren sowie dem Herstellen expliziter Bezüge zu anderen Texten begreifbar zu machen, ist eine der zentralen Herausforderungen für die*den Lehrende*n bei der Einführung in das wissenschaftliche Schreiben. Bislang war ich der Auffassung, dass die dabei entstehenden Probleme aufseiten der Studierenden primär aus den Eigenheiten des Gegenstandes oder didaktischen Fragen herrühren. Die Lektüre von Felix Stalders neuem Buch „Kultur der Digitalität“ hat mich jedoch zum Nachdenken angeregt, ob nicht auch die alltagskulturelle Prägung der Studierenden hier eine wesentliche Rolle spielt. Um diesen Gedanken weiter ausführen zu können, wird zunächst der Band kurz vorgestellt (für eine umfassende Rezension vgl. Dobusch 2016), um darauf aufbauend die Zusammenhänge zwischen der Argumentation Stalders und der akademischen Schreibausbildung aufzeigen zu können.

Stalder, der als Professor für digitale Kultur an der Zürcher Hochschule der Künste forscht und lehrt, beschreibt in seinem Buch eine Gegenwart, „in der sich immer mehr Menschen, auf immer mehr Feldern und mithilfe immer komplexerer Technologien an der Verhandlung von sozialer Bedeutung beteiligen (müssen)“ (Stadler 2016: Klappentext). Diese Aushandlungsprozesse sozialer Bedeutung fasst er unter dem Begriff Kultur zusammen. In drei Kapiteln beleuchtet er die Wurzeln und Traditionslinien, den Status quo sowie beispielhaft die politischen Konsequenzen der Kultur der Digitalität (z. B. Postdemokratie und Commons). Zentrale Orientierungspunkte in der Analyse und Argumentation Stalders sind die drei aus seiner Sicht charakteristischen Formen der Kultur der Digitalität:

- Gemeinschaftlichkeit: Gemeinschaftlichkeit entsteht in verschiedensten Lebensbereichen durch strukturierten Austausch. Durch kommunikative Aushandlungsprozesse werden kollektiv getragene übergeordnete Deutungen, sogenannte Referenzrahmen, geschaffen. Diese stabilisieren Bedeutungen, geben dem Individuum Orientierung und schaffen Handlungsoptionen. Unsere Gesellschaft ist gekennzeichnet durch nebeneinander und in Konkurrenz existierende Referenzrahmen, die in einzelnen Gruppen oder Feldern akzeptiert sind (vgl. Stadler 2016: 16 f.). Der*die Einzelne muss kontinuierlich kommunizieren, um Teil der Gemeinschaft zu bleiben. Diese umfangreiche Kommunikation, in Form von Tweets, Statusupdates, E-Mails, Posts, geteilten Bildern etc., kann nur mithilfe digitaler Technologien produziert, verarbeitet und rezipiert werden (vgl. Stadler 2016: 137).
- Algorithmizität: Unsere Gesellschaft ist durch immer größer werdende Datenmengen geprägt. Diese machen automatische, algorithmenbasierte Entscheidungs- und Aufbereitungsverfahren notwendig, um einen für das Individuum handhabbaren Informations-

Tobias Seidl

fluss entstehen zu lassen. Die auf diesem Weg gewonnenen Informationen können dann Grundlage des individuellen und kollektiven Handelns werden. Ohne Algorithmen würde das Individuum in den riesigen Datenmengen schlichtweg untergehen.

- Referenzialität: Eine Möglichkeit des*der Einzelnen sich als Produzent an den Kultur konstituierenden Aushandlungsprozessen zu beteiligen, indem er*sie bestehendes kulturelles Material für die eigene Produktion verwendet. Auswählen und Zusammenführen werden in Zeiten nicht zu überblickender Informationsmassen zu grundlegenden Akten der Bedeutungsproduktion wie Selbstkonstitution (vgl. Stalder 2016: 13). Durch den individuellen (digitalen) Beitrag zum Diskurs unterstützt der*die Einzelne die Bedeutungsaushandlung und konstruiert gleichzeitig ein nach außen wirkendes Selbstbild.

Der letzte von Stalder beschriebene Punkt – die Referenzialität – hat auch zentrale Bedeutung für den Themenkomplex wissenschaftliches Schreiben, da die Entstehung wissenschaftlicher Texte von Referenzialität geprägt ist. Texte werden immer von anderen Texten beeinflusst: Sie werden weitergeführt, interpretiert, kommentiert oder kritisiert. Das so entstehende komplexe Beziehungsgefüge von Texten, die untereinander in Beziehung stehen, wird auch als Intertextualität bezeichnet (vgl. Kruse 1997: 146). Als Eigenheit wissenschaftlicher Texte werden diese Beziehungen explizit durch Zitate und Literaturnachweise ausgewiesen. Das konsequente Belegen nicht von dem*der Autor*in stammender Ideen und Informationen ist eines der prägenden Merkmale wissenschaftlicher Texte.

Diese im Wissenschaftskontext übliche „explizite Referentialität“ (Stalder 2016: 104) ist aber nur ein Aspekt des Begriffsverständnisses Stalders. Er fasst unter Referenzialität alle Formen des Verwendens mit Bedeutung versehenen Materials zur Erschaffung neuer Bedeutungen – etwa das Remixen von Material – zusammen. Die dafür angewandten Verfahren (z. B. Remake, Sampling, Nachahmung, Parodie, Postproduktion und transformative Nutzung) sind in verschiedenen Bereichen der professionellen wie auch der Alltagskultur zu finden und prägen aus seiner Sicht nachhaltig unsere heutige Arbeitsweise (vgl. Stalder 2016: 97). Den unterschiedlichen referentiellen Verfahren sind aus seiner Sicht zwei Aspekte gemeinsam: Erkennbarkeit der Quellen und zugleich der freie Umgang mit diesen. „Ersteres schafft ein internes System von Verweisen, das Bedeutung und Ästhetik wesentlich prägt. Zweites ist Voraussetzung, um etwas Neues hervorbringen zu können, das auf derselben Stufe steht wie das verwendete Material.“ (Stalder 2016: 97) Erkennbarkeit der Quelle ist in diesem Zusammenhang aber nicht gleichbedeutend mit Nachweis der Quelle im wissenschaftlichen Sinn, denn „die Alltagspraxis ist heute die des Herausgrifens, Zusammenführens, Veränderns und Hinzufügens“ (Stalder 2016: 127) durch Werkzeuge wie Statusmitteilungen, Likes, Retweets oder Forumseinträge. Diese referentiellen Verfahren stellen oftmals eine Endlosschleife dar – ohne Anfang und ohne Ende. Das weitergenutzte Material ist daher nur bedingt oder gar nicht einer eindeutigen ursprünglichen Quelle zuzuordnen. Das in der Wissenschaft gängige System des expliziten

Referenzierens von Quellen und Gedanken (möglichst) bis hin zum Ausgangspunkt ist damit mit der Alltagskultur der Studierenden nicht oder nur bedingt kompatibel.

Referenzielle Verfahren im oben beschriebenen Sinn werden dem Produzenten erleichtert oder sogar erst ermöglicht, wenn das Ausgangsmaterial in digitaler Form vorliegt – dies trifft inzwischen für weite Bereiche des Wissenschaftsbetriebes zu. Damit stellt sich für mich die Frage, ob, wie und in welchem Umfang wir uns in der Schreibdidaktik mit den alltagskulturellen Prägungen der Studierenden im Hinblick auf Referenzialität auseinandersetzen müssen.

Die Überlegungen Stalders sind nur z. T. empirisch unterfüttert. Nimmt man jedoch die Lebenswelt unserer Studierenden in den Blick, so wird deutlich, dass die Teilhabe an sozialen Medien in ihrem Alltag eine große Rolle spielt. Die ARD/ZDF-Onlinestudie 2015 stellt in der Gruppe der 14- bis 27-Jährigen folgendes Nutzungsverhalten (vgl. Tippelt/Kupferschmitt 2015: 443) fest:

- 72% nutzen täglich Instant-Messaging-Dienste wie WhatsApp (83% mindestens einmal pro Woche)
- 46% nutzen täglich Onlinecommunitys wie Facebook (61% mindestens einmal pro Woche)
- 16% nutzen täglich Fotocommunitys wie Instagram (26% mindestens einmal pro Woche)
- 3% nutzen täglich Twitter (9% mindestens einmal pro Woche)

Ein erster Blick auf die Statistik motiviert also weiter sich mit der Argumentation Stalders auch im schreibdidaktischen Kontext auseinanderzusetzen. Diese Auseinandersetzung – individuell oder im Dialog – möchte ich mit meinem Beitrag gern anstoßen. Relevante Fragestellungen sind dabei aus meiner Sicht:

- Sind diese postulierten alltagskulturellen Prägungen bei Studierenden empirisch nachweisbar – anders gefragt, gibt es Daten, die nahelegen oder beweisen, dass die theoretischen Überlegungen zutreffen?
- Inwieweit kann oder sogar muss die Alltagserfahrung der Studierenden im Bereich Referenzialität für die Umsetzung expliziter Referenzialität beim wissenschaftlichen Schreiben bewusst gemacht und reflektiert werden?
- Wie kann wissenschaftliches Schreiben bzw. die Schreibdidaktik von den im Alltag eingebürgten Handlungsweisen der Studierenden profitieren?

Literatur

- Dobusch, Leonhard (08.05.2016): Rezension „Kultur der Digitalität“ von Felix Stalder. Online im WWW. URL: <https://netzpolitik.org/2016/rezension-kultur-der-digitalitaet-von-felix-stalder/> (Zugriff: 21.11.16).
- Kruse, Otto (1997): Wissenschaftliche Textproduktion und Schreibdidaktik. Schreibprobleme sind nicht einfach Probleme der Studierenden; sie sind auch die Probleme der Wissenschaft selbst. In: Jakobs, Eva-Maria/Knorr, Dagmar (Hrsg.): *Schreiben in den Wissenschaften*. Frankfurt/Main: Peter Lang. 141–158.
- Stalder, Felix (2016): *Kultur der Digitalität*. Berlin: Suhrkamp.
- Tippelt, Florian/Kupferschmitt, Thomas (2015): Social Web: Ausdifferenzierung der Nutzung – Potenziale für Medienanbieter. Ergebnisse der ARD/ZDF-Onlinestudie 2015. In: *Media Perspektiven*. Nr. 10. 442–451.

Angaben zur Person

Tobias Seidl, Prof. Dr., ist Professor für Schlüssel- und Selbstkompetenzen an der Hochschule der Medien in Stuttgart. Er führt verschiedene Lehrveranstaltungen im Bereich wissenschaftliches Arbeiten durch und berät Lehrende zur Thematik.